

Jeanette Mayrhofer-Berger, René Berger,
Mira Mayrhofer (Hg.)

MORITZ MARGULIES

EINE KUNDE MEINER EXISTENZ

Briefe eines Widerstandskämpfers

mandelbaum *verlag*

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



Gedruckt mit Unterstützung durch



NATIONALFONDS
DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

ZukunftsFonds
der Republik Österreich

mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978385476-931-6

© mandelbaum verlag, wien • berlin 2022
alle Rechte vorbehalten

Lektorat: PAUL BEER

Satz: BERNHARD AMANSHAUSER

Umschlag: MICHAEL BAICULESCU

Druck: PRIMERATE, Budapest

Inhaltsverzeichnis

- 6 Grußwort des Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen
EVA BLIMLINGER
- 7 Vorwort
MIRA MAYRHOFER
- 10 Einleitung
- 15 Briefe Moriz Margulies an Martin (Max) Kastner 1957–1961
EMANUEL EDEL
- 146 Flucht in die Freiheit
SUSAN KASTNER
- 169 Der Adressat: Martin (Max) Kastner
RENÉ BERGER
- 171 Nachwort
- 178 Glossar und Personenverzeichnis
- 185 Herausgeber:innen und Autor:innen



Bundespräsident
Alexander Van der Bellen

Es passiert nicht jeden Tag, dass einem ein Schatz in die Hände fällt. Genau das aber ist der Herausgeberin von *Eine Kunde meiner Existenz* passiert. Sie entdeckte in einem alten Koffer die Briefe ihres Vaters Dr. Moritz Margulies – und damit ein besonderes Zeitdokument, das sein Leben zwischen 1920 bis 1944 festhält. In meinen Augen ermöglichen solche Erzählungen nicht nur einen einzigartigen Blick auf die Geschehnisse jener Zeit, sondern sie lassen den Leser auch in eine ganz persönliche Lebensgeschichte eintauchen und damit schlussendlich selbst zum Teil der Geschichte werden.

Ich freue mich, dass die Erinnerungen dieses jungen Mannes, vom Aufwachsen in Armut über das Mitwirken in der Résistance bis hin zur Deportation in französische Lager nun viele Leserinnen und Leser zum Nachdenken anregen kann. Erlebnisse einzelner Menschen, die auch angesichts der eigenen Verfolgung Widerstand leisteten, dürfen nicht vergessen werden – von ihnen können und wollen wir auch heute noch lernen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen bei der Lektüre einen interessanten neuen Blickwinkel auf die Geschichte unseres Landes.



A. Van der Bellen

Vorwort

Lieber Freund,

heißt es da immer am Beginn der elf Briefe, die an den nach 34 Jahren wiedergefundenen Freund ab dem 25. September 1957 geschrieben werden und 2018 gefunden worden sind. Briefe, die heute in Zeiten anderer Kommunikationsformen nahezu vollkommen an Bedeutung verloren haben, die es nur mehr da und dort vielleicht als Liebesbrief oder Kondolenzschreiben gibt. Keine Lebensgeschichten an den Freund oder die Freundin, keine nach Jahrzehnten wiedergefundenen Freunde, denn man findet sie heute gleich, keine Bitte um Antwort: *schreibe mir bald wieder, wobei ich Dich ersuche, für meinen Nachwuchs Deine Briefe mit besonders schönen Marken zu versehen.*

Ich habe mir oft gewünscht, einiges aus meinem Leben zu schreiben. Und es ist eines dieser Leben des 20. Jahrhunderts, in dem die Weltgeschichte in besonderer Weise immer wieder das Leben des Briefschreibers konstituiert, es bestimmt, ja dieses eine Leben geradezu emblematisch zur Weltgeschichte werden lässt. In diesem Leben dieses Weltbürgers, dieses Citoyens in der besten Tradition der Französischen Revolution, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dieses Sozialisten und Kommunisten zeigt sich, wie das eigene Handeln, das eigene Denken, das Erkennen der Ungleichheit, der Wille, etwas zu verändern, einen Weg, einen beschwerlichen Weg, auch einen unbeirrten, einen zielstrebigem Weg gehen lässt. *Das Leben war nicht sehr erfreulich in unserer Stadt Czernowitz... es herrschte eine starke Stimmung »Weg von Czernowitz, hinaus in die Welt«. Man war nicht klein genug, um nicht zu sagen: »Ich ersticke hier, ich möchte nach Paris, nach Wien, ich möchte etwas von der Welt sehen«... Ich habe diese Stadt und ihre drückende kleinbürgerliche Atmosphäre gehasst.* – Als jüdischer Bub in Czernowitz.

Und das *Hinaus in die Welt* war gekennzeichnet von Flucht, von Vertreibung, von Verstecken, von Verhaftung, von Antisemitismus, von Hunger, Not und Folter, von Konzentrationslagern und Gefängnissen. Es war wohl ein ganz anderes *Hinaus in die Welt*, welches aus Czernowitz hinaus gemeint war, und zwar ein freies, unbeschwertes. *Ich wollte ja unbedingt Junggeselle bleiben.*

Zunächst war die erste Station der weiten Welt Wien. *Ich kam Ende Juli oder Anfang August 1927 nach Wien. Dem Tage der Ankunft gingen viele Träume voraus. In meiner Vorstellung von damals war es wie eine Befreiung von Fesseln, die mich zu Hause festgehalten hatten.* Die älteste Schwester blieb, lebte auch noch 1957 in Czernowitz, der Bruder ging in die Welt — oder soll ich lieber schreiben: wurde in die Welt gegangen? Paris, die Sehnsuchtsstadt in Czernowitz, die weite Welt, die Vorstellung, wie das Leben sein kann, aus der Enge heraus in die Weite. *Damals* (Februar 1929) *lernte ich weder die Pariser Bevölkerung noch die Pariser Arbeiter, weder die Pariser Frauen noch das Pariser Heldentum kennen; aber auch das Pariser Laster lernte ich nicht kennen. Wenn ich über diese Tage nachdenke, muss ich mir gestehen, dass ich für das eine zu feig, für das andere zu einsam war. Es waren die acht unglücklichsten und einsamsten Tage meiner Reifezeit.* Und dann doch immer wieder Paris, mit einem Staatenlosenpass, ausgewiesen, dann noch einmal, und wieder, und von dort aus die Spanienkämpfer organisieren, Frankreich, deportiert und doch auch ein *Vergnügungsreisender*.

Der *Junggeselle* mit dem Drang nach Freiheit blieb er nicht, und doch blieb er es in gewisser Weise sehr lange Zeit, auch dann, als er Vater war. *Auf alle Fälle habe ich es nie bereut und ich sage Dir, ich weiß nicht, ob sie, wenn sie noch einmal zu wählen hätte, diese Wahl träfe; ich täte es. Aber unser Idyll dauerte nicht lange. Der zweite Teil, der Ernst des Lebens, ließ kein Stehenbleiben im Glück zu. Nach dem Sommerlager (Juni 1929) fuhr ich nach Czernowitz zurück, entschlossen, auf die Hachscharah zu gehen.* Und es waren Briefe, Liebesbriefe, die die Trennung, während er sich auf seine Auswanderung nach Palästina vorbereitete, offensichtlich erleichterten. *Ich war verliebt in meine Judith und schrieb ihr. Jeden Tag und manchmal auch zweimal im Tag.* Nur zu gerne würde ich sie lesen, um zu wissen, wie er seine Liebe adressiert hat? Meine

Geliebte? Liebste? Gar ein Kosename? Deine Briefe – und erlaube es mir abschließend, Dich zu adressieren –, lieber Freund, sind Dein Leben, diese elf Briefe sind ein Teil Deines Lebens, all die anderen – verlorenen – Briefe können wir leider nicht mehr lesen, aber vielleicht finden sich diese, wer weiß.

Einleitung

Die Texte in diesem Buch behandeln eine Zeitspanne, die für die Welt – und speziell für Europa – von prägender Bedeutung war und ist. Dementsprechend viele wichtige und interessante Werke zu dem Thema gibt es. Doch beruht dieses Buch nicht auf einem Bedürfnis nach Konfrontation mit dem Geschehenen, es ist keine Reminiszenz der Nachfahren, keine wissenschaftliche Recherche und auch kein Blick von außen, der 70 Jahre später eine Analyse wiedergibt. Die Briefe, die Moritz Margulies verfasste, beschreiben sein Leben mit seinen eigenen Worten und richten sich an seinen besten Freund Max Kastner.

Dieses Buch entstand durch zwei Zufälle, die mehrere Jahrzehnte auseinanderliegen. Der zweite Zufall ereignete sich im Sommer 2018, als ein kleiner Platz im vierten Wiener Gemeindebezirk nach Dr. Ida Margulies benannt wurde. Als jüdische Widerstandskämpferin und langjährige Bewohnerin des Bezirkes wurde ihr ein wohlverdientes Zeichen gesetzt. In der Vorbereitung der Eröffnungsveranstaltung ging Dr. Jeanette Mayrhofer-Berger, Idas Tochter, alte Unterlagen durch, gedachte anhand alter Fotos ihrer Eltern und öffnete einen Koffer, in dem sich Dokumente aus den Nachkriegsjahren befanden. Dabei stieß sie auf einen vergessenen Stapel Briefe, insgesamt zwölf Stück, die sie bereits vor Jahren einmal gelesen, doch sich nie damit auseinandergesetzt hatte; zu schmerzhaft war der frühe Verlust des Vaters gewesen. Nun hatte sie die nötige Zeit und ausreichend Abstand, um sich den Briefen zu widmen. Sie begann zu lesen und stellte schnell fest, wie eindrucksvoll Moritz in diesen Briefen sein Leben erzählte. Historische Ereignisse beschrieb er aus seiner persönlichen Perspektive, und sein hochpolitischer, kritischer Blick auf die Geschehnisse wird warm und freundschaftlich, wenn er von Freunden, Kameraden und seiner großen Liebe, Ida, berichtet. Auch die Monate

in Gefangenschaft beschreibt er berührend, wobei er vor allem die psychologische Folter dieser Zeit fühlbar macht.

Dies, entschied meine Mutter zu Recht, war eine Lektüre, die in ihrer Relevanz weit über eine Familiengeschichte hinausgeht, und so gab sie die Briefe an mich und meinen Bruder weiter. Ebenfalls beeindruckt von den Texten, begannen wir zum Thema zu recherchieren. Durch Social Media und Zeitungsartikel konnten wir schnell feststellen, dass die Familie Kastner in Kanada zu Berühmtheit gelangt war. Max und Rose hatten vier Kinder. Ihre Tochter Susan konnten wir ausfindig machen und so die Brücke, die von Max und Moritz von Österreich nach Kanada in den 1960er-Jahren geschlagen wurde, 60 Jahre später wieder betreten. Mit großer Freude haben sich die Familien nun online und persönlich wiedergefunden.

Die Entstehung der Briefe zwischen 1957 und 1961 beruht auf dem ersten der vorher erwähnten Zufälle. So beschreibt Moritz in einem weiteren Brief an seinen Freund »Langer«:

»Wir haben mit Vergnügen festgestellt, dass Du noch schreiben kannst – sogar eine ganze Karte voll. Ich bin überzeugt davon, dass dies bei der großen Inanspruchnahme deiner Person durch die täglichen Geschäfte eine besondere Auszeichnung für uns bedeutet und dafür bedanke ich mich auch. Es gibt einige Gründe, warum ich Dir jetzt schreibe. Erstens will ich Dir erzählen, dass ich durch einen sonderbaren Zufall den Maxl Kastner in Toronto, Kanada, aufgespürt habe. Das ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen, da ich nicht in Kanada war; aber ein ehemaliger Freund aus frühen Zeiten in Wien, der in Toronto lebt, war zu Gast in der Deutschen Demokratischen Republik. Beim Rückflug nach Kanada machte er in Wien Station und besuchte mich. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir so nebenbei, dass in der kanadischen Delegation, die von der DDR eingeladen worden war, auch eine Frau, eine Journalistin namens Kastner war. Daraufhin ersuchte ich ihn, sich in Toronto zu erkundigen, ob man den Maxl Kastner kennt. Und siehe da, 10 Tage später erhielt ich von Maxl einen Brief, in dem er mir mitteilte, dass er der Mann dieser Journalistin ist und dass sie ein kleines Fest veranstaltet haben, als sie die Kunde von meiner Existenz bekamen. Wie Du siehst, gibt es noch Leute, die sich darüber freuen, dass ich da bin. Seitdem stehe ich zum ersten Mal nach

langer Zeit in regelmäßigem Briefwechsel mit Kastner. [...] Von mir ist nicht viel zu berichten, gesundheitlich geht es mir etwas schlechter. [...] Aber wie heißt es so schön: Unkraut verdirbt nicht, es wird schon wieder werden.»

Moritz nennt seinen Kontakt mit Maxl einen »Briefwechsel«, doch ist es viel mehr seine Lebensgeschichte, sind es seine Memoiren, die er an seinen besten Freund aus der Jugend schickt. Zu dem Zeitpunkt des Schreibens der Briefe ist Moritz bereits gesundheitlich angeschlagen und verfasst die Texte auch, um seine eindrucksvolle Lebensgeschichte festzuhalten. Beim sonntäglichen Mittagessen liest er seinen Kindern und seiner Frau Ida, auch Judith genannt, die fertigen Briefe vor.

Diese nehmen ihren Anfang im Jahre 1923 in Czernowitz, wo Moritz 1910 geboren wurde. Zum Zeitpunkt seiner Geburt ist Czernowitz als Hauptstadt der Bukowina Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie und eine belebte Stadt mit ca. 70.000 Einwohnern. Es ist ein multikultureller Ort, an dem Österreicher, Deutsche, Rumänen, Ukrainer und Polen zusammenleben, ca. 30 Prozent der Bevölkerung ist jüdisch. Als Umgangssprache wird Deutsch gesprochen, und auch das kulturelle Leben ist stark von der jüdischen Gemeinde geprägt. Von intellektueller Bedeutung sind die 1875 errichtete Franz-Josephs-Universität sowie das Stadttheater, in dem Werke vieler jüdischer Literaten aufgeführt werden. Doch der Erste Weltkrieg setzt Czernowitz stark zu. Mehrfach von den Russen besetzt, fällt es 1918, als der Krieg zu Ende geht, an Rumänien. Deutsch wird als Amtssprache abgelöst, was zu einer Abwanderung vieler Universitätsangehöriger führt. Auch das Außerkrafttreten der habsburgische Toleranzedikte wird für die jüdische Gemeinschaft spürbar. So ist vom Czernowitz der Habsburger Postkarten wenig in den Erzählungen von Moritz zu erkennen. Es herrschen Armut und steigender Antisemitismus, als Moritz 1927 nach einer Auseinandersetzung mit einem faschistischen Lehrer nach Wien auswandert.

Moritz findet sich im Roten Wien wieder. Seit die Sozialdemokratische Arbeiterpartei bei den ersten freien Wahlen zum Gemeinderat 1919 die absolute Mehrheit errungen hat, reformiert sie die Lebensbedingungen in der Millionenstadt. Viel, von dem

Wien noch heute zehrt, wird im Wohnungsbau, bei der Errichtung von Kultur- und Freizeitstätten sowie im Bildungssystem erreicht. Auf Bundesebene herrscht die Christlichsoziale Partei, und das Land ist von schwelenden politischen Konflikten zwischen Sozialdemokraten, Christlichsozialen, Kommunisten und aufstrebenden Nationalsozialisten geprägt. Befeuert werden diese durch die 1929 beginnende Weltwirtschaftskrise, die Arbeitslosigkeit und Inflation in die Höhe schnellen lässt. Die Konflikte kulminieren, als Engelbert Dollfuß, bis dahin Bundeskanzler der Christlichsozialen Partei, 1933 das Parlament ausschaltet, die »Vaterländische Front« gründet und alle anderen Parteien verbietet. Nach blutigen, bürgerkriegsähnlichen Kämpfen wird 1934 der »Ständestaat« als neue autoritäre Staatsform eingerichtet. In die Illegalität gedrängt, geht die politische Arbeit der Parteien weiter, und viele Linke und Rechte landen in Haft.

Derweil gewinnen die Nationalsozialisten nach Hitlers Macht ergreifung 1933 in Deutschland auch in Österreich immer mehr an Einfluss. Ein Putschversuch im Juli 1934 scheitert, der von Nationalsozialisten ermordete Dollfuß wird durch Kurt Schuschnigg ersetzt. Die österreichische Regierung gerät zunehmend unter Druck, es folgt der Anschluss an Deutschland 1938. Moritz befindet sich zu dem Zeitpunkt illegal in Frankreich und arbeitet als Teil der Internationalen Brigaden.

Denn in Spanien wird seit den Wahlen 1936, die die »Volksfront«, ein antifaschistischer Zusammenschluss aus kommunistischen, sozialistischen, republikanischen und linksbürgerlichen Parteien, für sich gewinnen konnte, gekämpft. Auf diesen Wahlsieg folgt ein Militärputsch der Faschisten unter Francisco Franco gegen die Republikanische Regierung. Aus vielen Ländern schließen sich 40-50.000 antifaschistische Freiwillige den republikanischen Kampfseinheiten an, doch Franco wird von Deutschland und Italien militärisch unterstützt. Im März 1939 erklärt Franco den Bürgerkrieg für beendet, die Diktatur dauert bis zu seinem Tod 1975 an. Sehr viele Spanienkämpfer der Internationalen Brigaden werden in Frankreich festgesetzt und später den Deutschen übergeben.

Mit Ende der Spanienkämpfe gehen Moritz und Judith nach Brüssel; noch hält die Neutralität Belgiens. Doch als im Mai 1940

Deutschlands erster Westfeldzug beginnt, wird Belgien nach 18 Tagen des Widerstandes besetzt, und die belgischen Streitkräfte kapitulieren bedingungslos. Sie fliehen nach Frankreich, wo im Sommer 1940 bereits 60% des Gebiets von Deutschland besetzt ist. Der Rest des Landes bildet nach einem Waffenstillstand mit Deutschland unter Staatsoberhaupt Philippe Pétain das Vichy-Regime, das mit einer konservativ-autoritären Politik vorangeht und mit Deutschland kollaboriert. So wird zunächst in »Judenstatuten« das jüdische Leben stark beschränkt, ab 1942 wird der »Judenstern« eingeführt und die Deportation von etwa 75.000 Juden und Jüdinnen vollzogen. Die Briefe von Moritz enden mit seiner Inhaftierung in einem Lager in Castres, aus dem er 1944 mit anderen flieht.

Briefe Moriz Margulies an Martin (Max) Kastner 1957–1961¹



David Rosenmann und Moritz 1924, Czernowitz

Brief 1 – Wien, den 25. September 1957

Lieber Freund!

Das war eine Überraschung. So prompt hätte ich die Bestätigung Deiner Existenz gar nicht erwartet. Und da Du von Aberglauben sprichst, will ich es auch als ein Zeichen nehmen und Dir von jenen 34 Jahren, die wir uns nicht gesehen haben, in welchen wir voneinander nichts gehört haben, schreiben. Ich habe mir oft gewünscht, einiges aus meinem Leben zu schreiben. Für mich selbst konnte ich es nicht tun, also möge das Zeichen der Anlass sein und tun wir so, als hätten wir uns da unten in der schiefen Sternegasse wiedergefunden.

¹ Die Briefe Moritz Margulies' werden so nah wie möglich am Original wiedergegeben; Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert.

Apropos Sterngasse. Du erinnerst Dich sicher daran, dass wir im Winter mit Schlittschuhen den Berg hinunterfahren konnten bis zur Brücke nach Zutschka, wo auf der anderen Seite der Vater von Upe, Zipe und Joine seine Pferde und seine Fiaker hielt. Erinnerst Du Dich, dass wir auf diesen Pferden manchmal als so kleine Buben, wie wir waren, zum Pruth hinuntergeritten sind, um sie zu baden? Apropos, erinnerst Du Dich an die Frau Direktor Axelrad und ihr Theater?

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ganz genau vor mir unser Häuschen an der Ecke Sterngasse-Fuchsgasse und das Zimmer, an dessen Fenster Du und ich mit einigen von uns hergestellten Laubsägearbeiten standen – es waren Rahmen mit Balkon – auf die Balkons waren wir besonders stolz –, es waren auch Kassetten darunter und Du riefst: »Moritz, ist das zu verkaufen« und ich antwortete: »Ja, Max, das ist zu verkaufen.« Das war die Sterngasse. Ich habe sie nicht vergessen und kann sie nicht vergessen; ebenso wenig wie ich unseren Freund Isiu vergessen kann, der mich einmal mit offenem Messer auf der Roscherwiese verteidigen wollte.

Eines Tages bist Du fort. Meine Phantasie war zu klein, um sich auszumalen, was das heißt, »nach Kanada ausgewandert«. Ich wusste nur, Du, damals mein bester Freund, bist weg. Solche Freundschaften erhalten sich oft. Zumindest habe ich Dich nie vergessen, auch deswegen, weil, ohne dass Du es gewusst hast, Du mit Deiner Behändigkeit, mit Deiner Tüchtigkeit beim Nüsse stehlen Ecke Sterngasse und Altgasse, bei allen anderen kindlichen Spielen, die wir getrieben haben, mich stark beeindruckt hast. Ich beneidete Dich, weil Du so tüchtig warst und ich fand es auch als ein Zeichen von besonderer Tüchtigkeit, als Du nach Kanada gefahren bist.

Das Leben war nicht sehr erfreulich in unserer Stadt Czernowitz. Woran es lag, weiß ich nicht; es erzeugte viel unruhige Geister und es herrschte eine starke Stimmung »Weg von Czernowitz, hinaus in die Welt«. Man war nicht klein genug, um nicht zu sagen: »Ich ersticke hier, ich möchte nach Paris, nach Wien, ich möchte etwas von der Welt sehen.« Verworrenheit und Eigenwilligkeit, schwächliche Erziehung von Seiten der Eltern; eine Art von Selbständigkeit, die unsere Kinder (ich habe auch einen 18-jäh-